

Unverkäufliche Leseprobe



Neil MacGregor
Eine Geschichte der Welt in 100
Objekten

816 Seiten: mit 159 farbigen Abbildungen
und 4 Karten

ISBN: 978-3-406-65286-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/12214654>

Einleitung

Signale aus der Vergangenheit

In diesem Buch machen wir uns auf zu einer Reise zurück in die Vergangenheit und quer über den Globus, um zu erfahren, wie die Menschen in den letzten zwei Millionen Jahren unsere Welt geprägt haben und ihrerseits von ihr geprägt wurden. Das Buch will eine Weltgeschichte erzählen, wie sie bislang noch niemand versucht hat: Es möchte die Botschaften entziffern, die Objekte durch die Zeiten senden – Botschaften über Völker und Orte, über Umwelten und wechselseitige Beeinflussungen, über verschiedene historische Augenblicke und über unsere eigene Zeit, die sich darin widerspiegelt. Diese Signale aus der Vergangenheit – manche davon sind verlässlich, manche spekulativ, viele müssen überhaupt erst noch aufgefangen werden – haben wenig mit den anderen Indizien zu tun, auf die wir sonst zumeist stoßen. Sie berichten von ganzen Gesellschaften und komplexen Prozessen, weniger von einzelnen Ereignissen, und sie erzählen von der Welt, für die sie angefertigt wurden, ebenso wie von späteren Zeiten, in denen sie verändert oder an andere Orte gebracht wurden und mitunter Bedeutungen entwickelten, die ihre ursprünglichen Produzenten keineswegs im Sinn hatten. Es sind die Dinge, welche die Menschheit hervorgebracht hat, diese mit größter Sorgfalt gefertigten historischen Quellen und ihre oftmals kuriosen Reisen durch Jahrhunderte und Jahrtausende, die diese *Geschichte der Welt in 100 Objekten* zum Leben zu erwecken sucht. In diesem Buch finden sich alle möglichen Arten von Objekten, die mit großer Sorgfalt hergestellt und dann entweder bewundert und bewahrt oder benutzt, beschädigt und weggeworfen wurden. Die Bandbreite reicht vom Kochtopf bis zur goldenen Galeone, vom steinzeitlichen Werkzeug bis zur Kreditkarte, und sie alle stammen aus den Beständen des Britischen Museums.

Einleitung

Die Geschichte, die sich aus diesen Objekten ergibt, wird vielen Lesern wenig vertraut vorkommen. Von bekannten Daten, berühmten Schlachten oder historischen Geschehnissen ist darin kaum die Rede. Kanonische Ereignisse der Weltgeschichte – die Entstehung des Römischen Reiches, die Zerstörung Bagdads durch die Mongolen, die europäische Renaissance, die Napoleonischen Kriege, der Atombombenabwurf auf Hiroshima – stehen nicht im Mittelpunkt. Aber natürlich sind sie präsent, sichtbar in der Brechung durch einzelne Objekte. So bestimmte beispielsweise die Politik des Jahres 1939, dass Sutton Hoo ausgegraben und wie es bewertet wurde (Kapitel 47). Der Stein von Rosette ist (neben vielem anderen) ein Dokument der Auseinandersetzung zwischen Großbritannien und dem napoleonischen Frankreich (Kapitel 33). Und der Amerikanische Bürgerkrieg wird hier aus der ungewöhnlichen Perspektive einer auf Hirschhaut gezeichneten indianischen Landkarte betrachtet (Kapitel 88). Stets habe ich Objekte ausgesucht, die viele Geschichten erzählen und nicht nur von einem einzigen Ereignis künden.

Die notwendige Poesie der Dinge

Will man die Geschichte der ganzen Welt erzählen, also eine Geschichte, die nicht einen bestimmten Teil der Menschheit über Gebühr privilegiert, so schafft man das nicht allein durch schriftliche Quellen, denn nur ein Teil der Welt kannte Texte, während der Großteil der Welt die meiste Zeit über «schriftlos» war. Die Schrift ist eine der späteren Errungenschaften der Menschheit, und bis vor gar nicht allzu langer Zeit brachten selbst viele schreibkundige Gesellschaften ihre Nöte und Sehnsüchte nicht nur schriftlich, sondern auch in Gegenständen zum Ausdruck.

Idealerweise sollte eine Geschichte Texte und Objekte vereinen, und in einigen Kapiteln dieses Buches gelingt das auch, doch in vielen Fällen ist es schlicht nicht möglich. Das deutlichste Beispiel für diese Asymmetrie zwischen schriftlicher und schriftloser Geschichte ist vielleicht die erste Begegnung zwischen Captain Cooks Expedition und den australischen Aborigines in der Botany Bay (Kapitel 89). Auf englischer Seite verfügen wir über wissenschaftliche Berichte und den Tagebucheintrag des Kapitäns von diesem schicksalsträchtigen Tag.

Auf australischer Seite hingegen zeugt von diesem Ereignis lediglich ein Borkenschild, den ein Mann auf der Flucht verloren hat, nachdem er zum ersten Mal in seinem Leben den Schuss eines Gewehrs vernommen hatte. Wollen wir rekonstruieren, was an diesem Tag wirklich geschehen ist, muss der Schild ebenso intensiv und ernsthaft befragt und interpretiert werden wie die schriftlichen Berichte.

Neben dem Problem des gegenseitigen Missverstehens gibt es noch ein weiteres: die zufälligen oder bewussten Verzerrungen des Sieges. Wie wir alle wissen, sind es die Sieger, welche die Geschichte schreiben, vor allem dann, wenn nur die Sieger schreiben können. Die auf der Verliererseite, diejenigen, deren Gesellschaften erobert oder zerstört werden, haben oft nur ihre Gegenstände, um ihre Geschichten zu erzählen. Die Taíno in der Karibik, die australischen Aborigines, die afrikanische Bevölkerung des Königreichs Benin und die Inka, die allesamt in diesem Buch vorkommen, können uns Heutigen von ihren vergangenen Errungenschaften am eindrucksvollsten mittels der Objekte berichten, die sie hergestellt haben: Eine Geschichte, die anhand von Dingen erzählt wird, gibt ihnen ihre Stimme zurück. Betrachten wir den Kontakt zwischen schreibkundigen und analphabetischen Gesellschaften wie diesen, so liefern all unsere Berichte aus erster Hand zwangsläufig ein verzerrtes Bild, stellen nur die eine Hälfte eines Dialogs dar. Wollen wir auch die andere Seite dieses Austauschs ausfindig machen, müssen wir nicht nur die Texte, sondern auch die Objekte lesen.

Doch das alles ist natürlich leichter gesagt als getan. Aufgrund des Studiums von Texten Geschichte zu schreiben ist ein vertrautes Vorgehen, und wir verfügen über einen über Jahrhunderte gewachsenen kritischen Apparat, der uns bei der Beurteilung schriftlicher Aufzeichnungen behilflich ist. Wir haben gelernt, ihre Offenheit, ihre Verzerrungen, ihre Täuschungen einzuschätzen. Auch im Hinblick auf Objekte verfügen wir natürlich über Expertisestrukturen – archäologischer, naturwissenschaftlicher, anthropologischer Natur –, die es uns ermöglichen, die Objekte kritisch zu hinterfragen. Zusätzlich jedoch brauchen wir ein gehöriges Maß an Vorstellungskraft, wenn wir dem Artefakt sein früheres Leben ablauschen, wenn wir uns mit ihm so großzügig, so poetisch wie nur möglich befassen, in der Hoffnung, es möge uns die Erkenntnisse vermitteln, die es in sich trägt.

Bei vielen Kulturen ist das ohnehin die einzige Möglichkeit, um überhaupt etwas über sie zu erfahren. Die Moche-Kultur Perus beispielsweise lebt heute allein über das archäologische Material fort. Ein Gefäß in Form eines Kriegers (Kapitel 48) ist einer der wenigen Ausgangspunkte, um herauszufinden, wer diese Menschen waren, und zu verstehen, wie sie lebten, wie sie sich und ihre Welt sahen. Wir haben es hier mit einem komplizierten Prozess mit unsicherem Ausgang zu tun, denn wir müssen Objekte, die heute nur über verschiedene Schichten kultureller Übertragung greifbar sind, eingehend untersuchen und anschließend «re-imaginieren», also sie uns in ihrem ursprünglichen Kontext vorstellen. So hat etwa die spanische Conquista der Azteken für uns den aztekischen Kriegszug gegen die Huasteken überlagert. Aufgrund dieser geschichtlichen Umwälzungen ist die Stimme der Huasteken heute nur über einen zweifachen «Umweg» vernehmbar, nämlich über eine spanische Version dessen, was ihnen die Azteken über dieses Volk berichtet haben. Was aber dachten die Huasteken selbst? Sie hinterließen keine schriftlichen Aufzeichnungen, doch die materielle Kultur der Huasteken ist in Figuren wie einer eineinhalb Meter großen Göttin aus Stein erhalten geblieben (Kapitel 69), die man zunächst mit der aztekischen Muttergöttin Tlazolteotl und später mit der Jungfrau Maria assoziierte. Diese Skulpturen sind die wichtigsten Dokumente für das religiöse Denken der Huasteken; ihre genaue Bedeutung bleibt zwar rätselhaft, doch ihre numinose Präsenz sorgt dafür, dass wir die aztekischen und spanischen Berichte aus zweiter Hand noch einmal neu lesen, mit veränderter Perspektive und schärferen Fragen – letztlich aber vertrauen wir noch immer unseren eigenen Intuitionen im Hinblick darauf, was in diesem Dialog mit den Göttern geschieht.

Solche Akte imaginärer Interpretation und Aneignung sind für jede «Geschichte in Dingen» von essenzieller Bedeutung. Diese Methoden des Verstehens waren schon den Begründern des Britischen Museums vertraut, für sie war die Rückgewinnung vergangener Kulturen eine wesentliche Grundlage, um unser gemeinsames Menschsein zu begreifen. Die Sammler und Gelehrten der Aufklärung gingen diese Aufgabe auf zweifache Weise an, nämlich mit einer wissenschaftlichen Ordnung der Fakten einerseits und einer seltenen Fähigkeit zur poetischen Rekonstruktion andererseits. Gleiches wurde zur gleichen Zeit auf der anderen Seite der Welt versucht. Qianlong, Kaiser von China und Zeitgenosse

des britischen Königs Georg III., war Mitte des 18. Jahrhunderts ebenfalls darum bemüht, zusammenzutragen, zu sammeln, zu klassifizieren, zu kategorisieren, die Vergangenheit zu erkunden, Wörterbücher zu erarbeiten, Enzyklopädien zu erstellen und über das zu schreiben, was er entdeckt hatte, nach außen hin genau wie ein europäischer Gentleman und Gelehrter dieser Zeit. Zu den zahlreichen Gegenständen, die er zusammentrug, gehörte auch eine Bi-Scheibe aus Jade (Kapitel 90), die große Ähnlichkeit mit den Jadescheiben aufweist, wie man sie in den Gräbern der Shang-Dynastie aus dem Jahr 1500 v. Chr. gefunden hat. Wozu genau sie verwendet wurden, ist bis heute unbekannt, aber es handelt sich mit Sicherheit um Objekte von hohem Status, die zudem wunderschön gefertigt sind. Kaiser Qianlong bewunderte die eigenartige Eleganz der Bi-Scheibe und begann Spekulationen darüber anzustellen, wozu sie gedient haben mochte. Sein Ansatz war phantasievoll und wissenschaftlich zugleich: Er konnte erkennen, dass die Scheibe sehr alt war, und untersuchte alle im weiteren Sinne vergleichbaren Objekte, von denen er wusste, aber darüber hinaus war er ratlos. Also schrieb er, wie es typisch für ihn war, ein Gedicht über seinen Versuch, sich die Verwendungsweise des Objekts zu erklären. Anschließend sorgte er dafür – und das mag uns heute fast ein wenig schockieren –, dass dieses Gedicht dem so gepriesenen Objekt selbst eingeschrieben wurde – ein Gedicht, in dem er zu dem Schluss kommt, die wundervolle Bi-Scheibe sei als Schalenständer gedacht gewesen, und so stellte er eine Schale drauf.

Zwar kam Kaiser Qianlong, was den Zweck der Bi-Scheibe angeht, zum falschen Schluss, doch ich muss gestehen, ich bewundere seine Methode. Denkt man mit Hilfe von Gegenständen über die Vergangenheit oder eine ferne Welt nach, so hat das immer etwas von einer poetischen Neuschöpfung. Wir erkennen die Grenzen dessen, was wir mit Sicherheit wissen können, und müssen deshalb nach einer anderen Art der Erkenntnis suchen, immer in dem Bewusstsein, dass die Objekte von Menschen hergestellt wurden, die im Grunde wie wir sind – also sollten wir in der Lage sein herauszufinden, warum die Menschen diese Gegenstände angefertigt haben und welchem Zweck sie dienten. Das ist mitunter vermutlich die beste Möglichkeit, um zu begreifen, worum es in der Welt großteils geht, nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in unserer Zeit. Können wir andere Menschen jemals wirklich verstehen? Möglicherweise,

aber nur über Kraftakte in Sachen poetischer Vorstellungskraft, gepaart mit streng erworbenem und geordnetem Wissen.

Kaiser Qianlong ist beileibe nicht der einzige Dichter in dieser Geschichte. Shelleys poetische Reaktion auf Ramses II. – sein «Osymandias» – verrät uns zwar nichts darüber, wie diese Statue im alten Ägypten entstanden ist, aber eine Menge über die Faszination, die man Anfang des 19. Jahrhunderts für die Vergänglichkeit von großen Reichen hegte. Beim berühmten Schiffsgrab von Sutton Hoo (Kapitel 47) sind gleich zwei Dichter am Werk: Das epische Heldengedicht des *Beowulf* ist in der historischen Wirklichkeit geborgen, während Seamus Heaneys Evokation des Kriegerhelms diesem famosen Stück angelsächsischer Rüstung drängende Aktualität verleiht. Eine «Geschichte in Dingen» wäre ohne Dichter schlicht unmöglich.

Das Überleben der Dinge

Eine Geschichte der Welt, die mit Hilfe von Objekten erzählt wird, sollte deshalb – ausreichend Vorstellungskraft vorausgesetzt – gerechter und ausgewogener sein als eine, die allein auf Texten beruht. Sie sorgt dafür, dass viele verschiedene Völker «zu Wort kommen», insbesondere unsere Vorfahren in einer sehr fernen Vergangenheit. Die frühe Menschheitsgeschichte – also insgesamt mehr als 95 Prozent unserer Geschichte – lässt sich denn auch nur in Stein erzählen, denn neben menschlichen und tierischen Überresten haben einzig steinerne Objekte überdauert.

Doch auch eine Geschichte mittels Objekten kann niemals wirklich ausgewogen sein, denn sie ist voll und ganz davon abhängig, was zufällig erhalten geblieben ist. Besonders hart ist das im Falle von Kulturen, deren Artefakte überwiegend aus organischen Materialien bestehen, vor allem dort, wo das Klima dafür sorgt, dass diese Dinge sich zersetzen und verfaulen: In den Tropen etwa hat sich kaum etwas aus der fernen Vergangenheit erhalten. In vielen Fällen sind die ältesten organischen Artefakte, über die wir verfügen, diejenigen, die von den ersten europäischen Besuchern mitgenommen wurden. So stammen etwa zwei Objekte in diesem Buch von den Expeditionen Captain Cooks – der bereits erwähnte Schild der Aborigines (Kapitel 89) und der Federhelm aus Hawaii (Kapitel 87) –, die

jeweils bei der allerersten Begegnung zwischen diesen Gesellschaften und den Europäern eingesammelt wurden. Selbstverständlich gab es sowohl auf Hawaii als auch im Südosten Australiens schon lange vorher komplexe Gesellschaften, die ausgefeilte Artefakte herstellten. Doch von diesen früheren Gegenständen aus Holz, Pflanzen oder Federn ist so gut wie nichts erhalten geblieben, so dass sich die Frühgeschichte dieser Kulturen heute kaum erzählen lässt. Eine der wenigen Ausnahmen ist das 2500 Jahre alte Stoffstück von Mumien in Paracas (Kapitel 24), das aufgrund der außergewöhnlich trockenen Bedingungen in der peruanischen Wüste überdauert hat.

Dinge müssen jedoch nicht unbedingt unversehrt erhalten bleiben, um Unmengen an Informationen zu vermitteln. So fand 1948 ein aufmerksamer Strandsucher am Fuße einer Klippe bei Kilwa in Tansania Dutzende kleiner Keramikbruchstücke (Kapitel 60). Es handelte sich dabei im wahrsten Sinne des Wortes um Müll: um Scherben von Geschirr, die weggeworfen worden waren, weil sie nicht mehr zu gebrauchen waren. Doch als unser Strandsucher sie zusammentrug, wurde ihm allmählich bewusst, dass in diesen Keramikstücken die Geschichte Afrikas von vor tausend Jahren enthalten war. Betrachtet man ihre Vielfalt, so ergibt sich daraus sogar eine ganze Geschichte des Indischen Ozeans, denn bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass diese Scherben von völlig unterschiedlichen, weit voneinander entfernten Orten stammen. Eine grüne und eine blau-weiße Scherbe sind eindeutig aus Porzellan, das in China in großen Mengen für den Export produziert wurde. Andere Stücke tragen islamische Verzierungen und kommen aus Persien und der Golfregion. Wieder andere stammen von Töpferware ostafrikanischer Urvölker.

Diese Keramikwaren – die alle, so glauben wir, von den gleichen Menschen benutzt und ungefähr zur gleichen Zeit auf den Müllhaufen geworfen wurden – belegen, was in Europa lange Zeit unbekannt war: dass die ostafrikanische Küstenregion zwischen 1000 und 1500 mit dem gesamten Gebiet des Indischen Ozeans in Kontakt stand. Zwischen China, Indonesien, Indien, der Golfregion und Ostafrika herrschte reger Handelsverkehr, bei dem Rohstoffe und Fertigwaren über weite Strecken transportiert wurden. Das war deshalb möglich, weil die Winde im Indischen Ozean – anders als im Atlantik, wo sie häufig Richtung und Intensität wechseln – ein halbes Jahr lang sanft aus Südosten und das andere

halbe Jahr sanft aus Nordwesten wehen, was es Seeleuten ermöglicht, große Entfernungen zurückzulegen und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch wieder sicher nach Hause zu kommen. Die Scherben von Kilwa zeigen, dass der Indische Ozean in Wirklichkeit ein riesiger See ist, über den hinweg Kulturen seit Jahrtausenden einen Austausch pflegen, bei dem die Händler nicht nur Waren, sondern auch Ideen im Gepäck haben, und bei dem die Gemeinschaften an seinen Gestaden genauso eng miteinander verbunden sind wie am Mittelmeer. Wie überhaupt diese Geschichte in Objekten unter anderem deutlich macht, dass allein schon das Wort «Mittelmeer» – das Meer in der Mitte der Welt – falsche Assoziationen weckt. Es bildet keineswegs den Mittelpunkt der Erde, und seine maritime Kultur ist nur eine von vielen. Wir werden natürlich keine andere Bezeichnung dafür einführen, aber eigentlich müssten wir das tun.

Die Biographien von Dingen

Würde man es ganz genau nehmen, dann müsste auch dieses Buch eigentlich ein wenig anders heißen, nämlich *Geschichte von Objekten auf ihrem Weg durch viele verschiedene Welten*. Denn eines der Charakteristika von Dingen ist ja, dass sie sich oftmals lange, nachdem sie angefertigt wurden, verändern – oder verändert werden – und dabei Bedeutungen annehmen, die man sich am Anfang niemals hätte vorstellen können.

Eine erstaunliche Vielzahl unserer Objekte trägt die Male späterer Ereignisse. Mitunter handelt es sich dabei einfach um Beschädigungen, die im Laufe der Zeit auftreten, wie im Falle des zerbrochenen Kopfschmucks der Huaxteken-Göttin, oder die auf ungeschickte Ausgrabung oder gewaltsamen Raub zurückzuführen sind. Häufiger jedoch wurden spätere Eingriffe bewusst vorgenommen, um die Bedeutung des Objekts zu verändern oder den Stolz bzw. die Vorlieben des neuen Besitzers zum Ausdruck zu bringen. Das Objekt wird somit zu einem Dokument nicht nur der Welt, für die es gemacht wurde, sondern auch der späteren Zeiten, die es verändert haben. Der Topf der Jōmon-Kultur beispielsweise (Kapitel 10) zeugt von den frühen Fertigkeiten der Japaner in Sachen Keramik und von den Anfängen von Eintöpfen und Suppen vor vielen tausend Jahren, doch seine vergoldete Innenseite erzählt von einem späteren ästhetisierenden Japan, das sich

zunehmend seiner eigenen Traditionen bewusst war und seine lange Geschichte neu bewertete und schätzen lernte: Das Objekt ist zu einem Kommentar über sich selbst geworden. Ein noch deutlicheres Beispiel für die vielen Leben eines Objekts ist die afrikanische Schlitztrommel aus Holz in Form eines Kurzhornbüffels (Kapitel 94). Sie wurde zunächst für einen Herrscher vermutlich im Norden des Kongo angefertigt, dann in Khartum zu einem islamischen Objekt umgemodelt und schließlich, nachdem der Earl of Kitchener sie mitgenommen hatte, mit der Krone Königin Viktorias versehen und nach Windsor geschickt – eine in Holz geschnitzte Geschichte der Eroberungen und Weltreiche. Ich glaube nicht, dass irgendein Text so viele Geschichten aus Afrika und Europa in sich vereinen oder sie auf so eindrucksvolle Weise unmittelbar vor Augen führen könnte. Eine solche Geschichte kann nur ein Gegenstand erzählen.

Zwei Objekte in diesem Buch berichten auf verstörend materielle Weise von wechselnden Loyalitäten und gescheiterten Strukturen, indem sie zwei verschiedene Gesichter zweier verschiedener Welten zeigen. Von vorne betrachtet, kündigt die steinerne Statue des Hoa-haka-nana-ia (Kapitel 70) mit unerschütterlichem Selbstvertrauen von der Macht der Vorfahren, welche die Osterinsel beschützen werden, wenn man sie nur entsprechend verehrt. Auf der Rückseite jedoch ist das Scheitern eben jenes Kults verewigt sowie dessen spätere, ängstliche Ersetzung durch andere Rituale, als das Ökosystem der Osterinsel zusammenbrach und die für das Leben dort unabdingbaren Vögel die Insel verließen. An dieser einen Statue lässt sich somit die jahrhundertlange Religionsgeschichte einer Gemeinschaft ablesen. Im Gegensatz dazu weist der russische Revolutionsteller (Kapitel 96) Veränderungen auf, die in erster Linie aus menschlichen Entscheidungen und politischem Kalkül resultierten. Dass man kaiserliches Porzellan verwendete, um bolschewikische Bildsprache zu vermitteln, entbehrt nicht einer gewissen Ironie; doch stärker noch ist die Bewunderung für die unsentimentale kommerzielle Brillanz, die zurecht darauf setzte, dass kapitalistische Sammler im Westen für einen Teller mehr bezahlen würden, der Hammer und Sichel der Revolution mit dem imperialen Monogramm des Zaren auf sich vereinte. Der Teller zeigt die ersten Stufen des vielschichtigen historischen Kompromisses zwischen den Sowjets und den freiheitlichen Demokratien, der die nächsten siebzig Jahre Bestand haben sollte.

Diese beiden Umarbeitungen sind ebenso faszinierend wie lehrreich, doch am meisten Freude bereitet mir persönlich zweifellos die Umgestaltung der Ermahnungs-Bildrolle (Kapitel 39). Über Jahrhunderte hinweg hatten die jeweiligen Besitzer und Liebhaber ihre Freude an diesem berühmten Meisterwerk chinesischer Malerei, wenn es langsam vor ihnen entrollt wurde, und sie haben dies dann dokumentiert, indem sie die Rolle mit ihrem Stempel versahen. Das Ergebnis mag auf das westliche Auge schockierend wirken, denn hierzulande gilt das Kunstwerk als beinahe sakraler Bereich; ich finde diese ästhetischen Bekennnisse und Bekundungen jedoch sehr bewegend, denn sie schaffen eine Gemeinschaft gemeinsamen Vergnügens, die Jahrhunderte umfasst und in die wir unsererseits Aufnahme finden – auch wenn wir keine Markierungen hinterlassen. Nichts könnte deutlicher zum Ausdruck bringen, dass dieser wundervolle Gegenstand, der Menschen über einen sehr langen Zeitraum auf ganz unterschiedliche Weise bezaubert hat, noch immer Freude bereiten kann und es nun an uns ist, ihn zu genießen. Die Biographien von Dingen können sich im Laufe der Zeit aber auch noch auf andere Weise verändern. Eine der Kernaufgaben der Museologie – und hier insbesondere der Konservierung und Bestandserhaltung – besteht darin, unsere Objekte immer wieder neu zu analysieren, wenn neue Technologien es uns erlauben, neue Fragen an sie zu stellen. Insbesondere in den letzten Jahren gab es auf diesem Gebiet erstaunliche Ergebnisse zu besichtigen, die bislang unbekannt Dimensionen und Perspektiven eröffneten und bei Dingen, die wir für erforscht und vertraut hielten, ungeahnte Bedeutungen entdeckten. Zurzeit verändern sich die Objekte rasch. Das eindrucklichste Beispiel dafür ist in diesem Buch sicherlich das Jadebeil aus Canterbury (Kapitel 14), dessen Herkunft wir heute bis zu dem Felsblock hoch oben in den Bergen Norditaliens zurückverfolgen können, von dem es ursprünglich abgeschlagen wurde. Daraus ergeben sich ein ganz neues Verständnis der Handelsrouten im frühen Europa und ein ganzes Bündel frischer Hypothesen über die Bedeutung des Beils als solchem, das möglicherweise besonders wertvoll war, weil sein Ursprung jenseits der Wolken und weit weg lag. Neue medizinische Untersuchungsmethoden liefern genauere Erkenntnisse über die Wehwehchen der alten Ägypter (Kapitel 1) und über die Talismane, die sie mit ins Jenseits nahmen. Der mittelalterliche Hedwigsbecher (Kapitel 57), der lange Zeit berühmt war für seine

Fähigkeit, Wasser in Wein zu verwandeln, hat ebenfalls vor kurzem eine grundlegende Wesensveränderung erfahren. Dank neuer Analysen des Glases lässt sich als Herkunftsort nunmehr mit einiger Sicherheit der östliche Mittelmeerraum vermuten, und mit weniger Gewissheit (aber großem Vergnügen) können wir darüber spekulieren, ob er nicht mit einem bestimmten Augenblick in der mittelalterlichen Dynastiegeschichte und einem schillernden Charakter aus der Zeit der Kreuzzüge in Verbindung steht. Die Wissenschaft schreibt diese Geschichten auf gänzlich unerwartete Weise neu.

Im Falle der Akan-Trommel (Kapitel 86), die um 1730 in Virginia für Sir Hans Sloane erworben wurde, verbindet sich präzise Materialwissenschaft mit bemerkenswerter poetischer Vorstellungskraft. Holz- und Pflanzenexperten haben vor kurzem festgestellt, dass diese Trommel zweifellos in Westafrika gefertigt wurde: Sie muss den Atlantik auf einem Sklavenschiff überquert haben. Nun, da wir ihren Herkunftsort kennen, fragen wir uns natürlich, was sie erlebt hat, und begleiten sie im Geiste auf ihrer vermutlich wenig gemütlichen Reise von einem westafrikanischen Königshof quer über den Atlantik auf eine Baumwollplantage in Nordamerika. Wir wissen, dass solche Trommeln für «Sklaventänze» auf den Schiffen verwendet wurden, mit denen Depressionen bekämpft werden sollten, und dass sie auf den Plantagen mitunter die Sklaven zu Aufständen zusammen-trommelten. Wenn eine der Zielsetzungen einer Objekt-Geschichte darin besteht, mit Hilfe von Dingen denen, die keine Stimme haben, eine zu geben, dann spielt diese Sklaventrommel eine ganz besondere Rolle – sie spricht für Millionen von Menschen, die nichts mitnehmen durften, als sie versklavt und verschleppt wurden, und die nicht in der Lage waren, ihre eigene Geschichte aufzuschreiben.

Dinge quer durch Zeit und Raum

Am Globus zu drehen und die ganze Welt gleichzeitig in den Blick nehmen zu wollen, wie ich das im Vorwort beschrieben habe – auf diese Art wird Geschichte üblicherweise nicht erzählt oder gelehrt. Ich glaube, nur die wenigsten mussten sich während ihrer Schulzeit Gedanken darüber machen, was im Jahr 1066 in Japan oder Ostafrika geschehen ist. Lassen wir jedoch zu bestimmten Zeiten den

Blick über den Erdball schweifen, so zeitigt das oftmals überraschende und inspirierende Ergebnisse. Um das Jahr 300 n. Chr. herum beispielsweise (Kapitel 41–45) kam es zu einer irritierenden Synchronizität, als Buddhismus, Hinduismus und Christentum allesamt die Darstellungskonventionen entwickelten, die bei ihnen bis heute weitgehend in Gebrauch sind, und ihr Augenmerk auf Bilder vom menschlichen Körper richteten. Warum diese erstaunliche Koinzidenz? Waren sie alle von der fortdauernden Tradition der hellenistischen Skulptur beeinflusst? Hatte es damit zu tun, dass alle drei Religionen das Produkt reicher und expandierender Imperien waren, die intensiv in die neue Bildersprache investieren konnten? Gab es eine neue, gemeinsame Vorstellung, wonach das Menschliche und das Göttliche in gewissem Sinne nicht voneinander zu trennen waren? Eine endgültige Antwort lässt sich unmöglich geben, aber nur diese Art der Weltbetrachtung konnte so scharf die Frage stellen, die dann zu einer zentralen historischen Frage werden sollte.

In einigen Fällen kehrt unsere Geschichte mehrmals mehr oder weniger an den gleichen Punkt zurück, mit Tausenden von Jahren dazwischen, und beobachtet das gleiche Phänomen. In diesen Fällen jedoch lassen sich Ähnlichkeiten und Koinzidenzen leichter erklären. Die Sphinx des Taharqa (Kapitel 22), der Kopf des Augustus aus Meroë (Kapitel 35) und die Schlitztrommel aus Khartum (Kapitel 94) künden allesamt vom gewaltsamen Konflikt zwischen Ägypten und dem, was heute der Sudan ist. In jedem dieser Fälle genossen die Menschen aus dem Süden – dem Sudan – einen Augenblick (oder ein Jahrhundert) des Sieges; in jedem dieser Fälle setzte sich die in Ägypten herrschende Macht am Ende wieder durch und stellte die Grenze wieder her. Das Ägypten der Pharaonen, das Rom des Augustus und das viktorianische England waren nacheinander alle gezwungen anzuerkennen, dass im Umfeld der ersten Nilkatarakte, wo die Welt des Mittelmeers auf Schwarzafrika stößt, eine säkulare geopolitische Bruchlinie verläuft. Dort prallten die tektonischen Platten seit jeher aufeinander, was zu einem endemischen Konflikt führte, ganz gleich, wer gerade an der Macht war. Das ist Geschichte, welche die Politik von heute zu einem Gutteil erklären kann.

Wenn man an der Weltkugel dreht, zeigt sich meiner Ansicht nach auch, wie unterschiedlich Geschichte aussieht, je nachdem, wer man ist und von wo aus man die Sache betrachtet. Obwohl sich heute also alle Objekte in diesem Buch an

einem Ort befinden, umfasst es viele verschiedene Stimmen und Perspektiven. Es stützt sich auf die gesammelte Expertise des Britischen Museums mit all seinen Kuratoren, Konservatoren und Wissenschaftlern, präsentiert aber auch Forschungsergebnisse und Analysen von führenden Gelehrten aus der ganzen Welt und enthält Einschätzungen von Menschen, die sich beruflich mit Objekten befassen, welche unseren historischen Gegenständen recht ähnlich sind: Der Leiter des British Civil Service beurteilt eine der ältesten erhaltenen administrativen Aufzeichnungen aus Mesopotamien (Kapitel 15), ein heutiger Satiriker schaut sich Reformationspropaganda an (Kapitel 85), und ein indonesischer Puppenspieler beschreibt, wieviel Geschick und Können solche Vorführungen erfordern (Kapitel 83). Auf außerordentlich großzügige Weise haben Richter und Künstler, Nobelpreisträger und religiöse Führer, Töpfer, Bildhauer und Musiker die Objekte mit Einblicken in ihre berufliche Erfahrung bereichert.

Glücklicherweise enthält das Buch auch Stimmen aus den Gemeinschaften oder Ländern, in denen die Objekte entstanden sind. Das ist, so glaube ich, unabdingbar. Nur sie können erklären, welche Bedeutung solche Dinge heute in diesem Kontext haben: Nur ein Hawaiianer weiß, welche Bedeutung der Federhelm, den man Captain Cook und seinen Mitstreitern überreicht hat (Kapitel 87), heute, nach 250 Jahren europäischer und amerikanischer Einmischung, für die Inselbewohner besitzt. Niemand kann besser erläutern als Wole Soyinka, was es für einen Nigerianer heißt, die Bronze-Objekte aus Benin (Kapitel 77) heute im Britischen Museum zu sehen. Das sind wichtige Fragen, wenn man als Historiker Objekte betrachtet. Überall auf der Welt definieren sich nationale und regionale Identitäten zunehmend durch neue Lesarten ihrer Geschichte, und diese Geschichte ist häufig in Dingen verankert. Das Britische Museum ist nicht einfach nur eine Sammlung von Objekten: Es ist eine Arena, in der Bedeutung und Identität im globalen Maßstab diskutiert und ausgefochten werden, mitunter mit einiger Schärfe. Diese Debatten sind ein wesentlicher Teil dessen, was die Objekte heute bedeuten, nicht anders als die Auseinandersetzungen darüber, wo sie am besten ausgestellt oder beheimatet sein sollten. Diese Ansichten sollten von denjenigen formuliert werden, die am stärksten davon betroffen sind.

Die Grenzen der Dinge

Alle Museen gründen auf der Hoffnung – auf der Überzeugung –, dass das Studium der Dinge zu einem besseren Verständnis der Welt führen kann. Zu diesem Zweck wurde das Britische Museum ins Leben gerufen. Mit Nachdruck formulierte diese Vorstellung Sir Stamford Raffles; seine Sammlung überließ er nicht zuletzt deshalb dem Britischen Museum, weil er die Europäer davon überzeugen wollte, dass Java über eine Kultur verfügte, die mit Stolz neben den großen Zivilisationen des Mittelmeerraums bestehen konnte. Der Kopf des Buddha aus Borobudur (Kapitel 59) und die Bhima-Schattenpuppe (Kapitel 83) zeigen, wie beredt Objekte ein derartiges Plädoyer untermauern können, und ich bin mit ziemlicher Sicherheit nicht der Einzige, der bei Betrachtung dieser Gegenstände von Raffles' Behauptung absolut überzeugt ist. Diese beiden Objekte führen uns zwei gänzlich verschiedene Augenblicke der Geschichte Javas vor Augen und demonstrieren damit die Langlebigkeit und Lebendigkeit dieser Kultur, gleichzeitig künden sie von zwei völlig unterschiedlichen Bereichen menschlichen Strebens – einer in sich gekehrten spirituellen Suche nach Erleuchtung und ausgelassener öffentlicher Belustigung. Mit Hilfe dieser beiden Objekte lässt sich eine ganze Kultur in den Blick nehmen, verstehen und bewundern.

Das Objekt, das die Bestrebungen nicht nur dieses Buches, sondern des Britischen Museums insgesamt am besten auf den Punkt bringt, also den Versuch, eine Welt zu imaginieren und zu begreifen, die wir nicht unmittelbar erfahren haben, sondern von der wir nur über die Berichte und Erfahrungen anderer wissen, ist Dürers *Rhinoceros* (Kapitel 75), ein Tier, das er zeichnete, aber nie zu Gesicht bekam. Als Dürer davon gehört hatte, dass der König von Portugal 1515 als Geschenk des Sultans von Gujarat ein indisches Nashorn erhalten hatte, informierte er sich anhand von schriftlichen Beschreibungen, die in Europa zirkulierten, so umfassend wie möglich darüber und versuchte sich dann vorzustellen, wie dieses außergewöhnliche Tier aussehen könnte. Genauso verfahren wir, wenn wir Belege sammeln und uns dann eine Vorstellung von einer längst vergangenen oder fernen Welt machen.

Dürers Tier, das in seiner gedrängten Monumentalität unvergesslich und mit

Einleitung

seiner wuchtigen Panzerung und den dicken Hautfalten zutiefst beeindruckend ist, stellt eine herausragende Leistung eines großen Künstlers dar. Es ist so eindrucksvoll, plastisch und echt, dass man fast befürchtet, es könnte gleich aus seinem Blatt herausspringen. Und es ist natürlich – lustigerweise? peinlicherweise? beruhigenderweise? (ich vermag es nicht zu sagen) – falsch. Doch darum geht es letztlich nicht. Dürers *Rhinoceros* steht als Monument für unsere nie endende Neugier auf die Welt jenseits unserer unmittelbaren Wahrnehmung und für das Bedürfnis der Menschheit, diese Welt zu erkunden und sie verstehen zu wollen.



1

Die Mumie des Hornedjitef

Hölzerner Mumiensarkophag, aus Theben (nahe Luxor), Ägypten
ca. 240 v. Chr.

Als ich 1954, im zarten Alter von acht Jahren, zum ersten Mal das Britische Museum betrat, fing ich bei den Mumien an, und ich glaube, die meisten Menschen beginnen ihren Rundgang beim ersten Besuch noch immer dort. Was mich damals faszinierte, waren die Mumien als solche, der aufregende, gruselige Gedanke, dass es sich dabei um Leichname handelte. Wenn ich heute den Innenhof des Museums durchquere oder die Stufen am Eingangsportal erklimme, sehe ich häufig Gruppen aufgeregter Kinder, die in die Ägyptische Abteilung drängen, um dem Schrecken und dem Schauer der Mumien zu trotzen. Ich persönlich interessiere mich heute eher für die Mumiensarkophag, und obwohl es sich hier keineswegs um das älteste Objekt des Museums handelt, scheint es mir ein guter Ausgangspunkt für diese Geschichte in Objekten zu sein. Chronologisch beginnt unsere Darstellung im zweiten Kapitel, mit den frühesten Objekten, die, soweit wir wissen, vor knapp zwei Millionen Jahren bewusst von Menschen geschaffen wurden. Es mag also ein wenig unangebracht erscheinen, hier so mittendrin anzufangen, aber ich will es dennoch wagen, denn die Mumien und ihre Sarkophag gehören einfach zu den eindrucksvollsten Artefakten des Museums, und sie machen deutlich, welche Art von Fragen dieses Buch an die Objekte stellen – und mitunter auch beantworten – wird. Ich habe diesen Mumiensarkophag ganz bewusst ausgesucht – er wurde um 240 v. Chr. für einen hohen ägyptischen Priester namens Hornedjitef angefertigt und gehört zu den imposantesten Exemplaren im Museum –, weil er noch immer auf ganz bemerkenswerte Weise neue Erkenntnisse liefert und uns Botschaften aus lange vergangenen Zeiten übermittelt.

Wenn wir ein Museum, in dem wir schon als Kind waren, noch einmal besuchen, haben die meisten von uns das Gefühl, dass wir uns enorm verändert haben, während die Dinge die gleichen geblieben sind. Doch dem ist keineswegs so: Dank fortwährender Forschung und neuer wissenschaftlicher Methoden nimmt das, was wir über diese Dinge wissen, stetig zu. Die Mumie des Hornedjitef befindet sich in einem massiven schwarzen Außensarkophag, der die Form eines menschlichen Körpers hat, sowie einem reich verzierten inneren Sarg, und die Mumie selbst ist sorgfältig einbalsamiert und mit Amuletten und Talismanen umwickelt. Alles, was wir über Hornedjitef wissen, wissen wir von diesen Objekten. In gewissem Sinne ist er sein eigenes Dokument, und zwar eines, das noch immer Geheimnisse preisgibt.

Hornedjitef kam 1835 ins Museum, gut zehn Jahre nachdem die Mumie ausgegraben worden war. Die Hieroglyphenschrift der Ägypter war gerade entschlüsselt worden, und deshalb ging es zunächst einmal darum, all die Inschriften auf seinen Sarkophagen zu entziffern. Sie verrieten uns, wer er war, welche Tätigkeit er verrichtete, und auch so manches über seine religiösen Überzeugungen. Wir kennen seinen Namen, weil er sich auf dem inneren Sarkophag findet, ebenso wie die Tatsache, dass er zur Zeit von Ptolemäus III. Priester im Tempel des Amun in Karnak war – also zwischen 246 und 222 v. Chr.

Der innere Sarg zeigt ein Gesicht aus Feingold – was auf den göttlichen Status schließen lässt, denn der Leib ägyptischer Götter war angeblich aus Gold. Unterhalb des Gesichts findet sich eine Darstellung des Sonnengottes als Skarabäus mit ausgebreiteten Flügeln, Symbol des instinktiven Lebens, flankiert von Pavianen, die der aufgehenden Sonne huldigen. Wie alle Ägypter glaubte auch Hornedjitef, dass er über den Tod hinaus fortleben werde, wenn man seinen Leichnam konservierte, doch bevor er im Jenseits ankam, würde er eine gefährliche Reise absolvieren müssen, die eine äußerst sorgfältige Vorbereitung erforderte. Also rüstete er sich mit Schmeicheleien und Zaubersprüchen für jede Eventualität. Die Unterseite des Sarkophagdeckels ist mit solchen Zaubersprüchen, mit Darstellungen von

Göttern, die als Beschützer fungieren, und mit Sternenbildern verziert. Sie symbolisieren den Himmelsraum, der sich über ihm erstreckt, und machen die gesamte Innenseite des Sarkophags quasi zu einem Kosmos *en miniature*: Hornedjitef hat seine persönliche

Deckelinnenseite
von Hornedjitefs
innerem Sarkophag.





Sternkarte und Zeitmaschine in Auftrag gegeben. Paradoxiertweise ermöglicht es uns gerade seine akribische Vorbereitung auf die Zukunft, heute in die entgegengesetzte Richtung zu reisen, zurück zu ihm und in seine Zeit. Und neben den zahlreichen Inschriften können wir heute allmählich auch das Ding selbst entschlüsseln – die Mumie, ihr Behältnis sowie die Objekte, die es enthält.

Dank wissenschaftlicher Fortschritte wissen wir heute deutlich mehr über Hornedjitef als noch 1835. Insbesondere in den letzten zwanzig Jahren entwickelte man ganz neue Methoden, um Objekten Informationen zu entlocken, ohne sie dabei zu beschädigen oder gar zu zerstören. Mittels fortgeschrittener wissenschaftlicher Verfahren können wir heute viele Wissenslücken füllen, über die wir in den Inschriften nichts erfahren – wie das Alltagsleben im Detail aussah, wie alt die Menschen waren, was sie aßen, in welchem gesundheitlichen Zustand sie waren, wie sie starben und auch wie sie mumifiziert wurden. So konnten wir beispielsweise bis vor kurzem nicht untersuchen, was sich hinter den Leinenbinden

Die in Leinen gewickelte Mumie, teilweise bedeckt von ihrem Behältnis.

I Die Mumie des Hornedjitef

der Mumie verbarg, denn sie auszuwickeln hätte die Tücher und den Leichnam gefährdet. Heute jedoch sind wir in der Lage, mittels Computertomographie, wie sie bei lebenden Menschen zum Einsatz kommt, hinter die Leinenbinden zu schauen und die eingewickelten Objekte sowie den Leichnam zu untersuchen.

John Taylor, Kurator unserer Abteilung für das alte Ägypten und den Sudan, untersucht seit über zwei Jahrzehnten die Mumien des Britischen Museums, und in den letzten Jahren hat er ein paar von ihnen in Londoner Krankenhäuser gebracht, um sie dort durchleuchten zu lassen. Diese Verfahren, die keinerlei Eingriff erfordern und keine Zerstörungen anrichten, haben bedeutsame Erkenntnisse geliefert:

«Wir können heute sagen, dass Hornedjitef mittleren Alters oder älter war, als er starb, und dass er nach den besten Methoden mumifiziert wurde, die es zu seiner Zeit gab. Wir wissen, dass seine inneren Organe entnommen, sorgfältig verpackt und dann wieder in seinen Körper zurückgelegt wurden; wir können sie dort, tief drinnen, erkennen. Wir erfahren zudem, dass man ein wertvolles, harzähnliches Öl in seinen Körper gegossen hat, um ihn zu konservieren, und wir finden Amulette, Ringe, Schmuckstücke und kleine Talismane, die unter den Leinentüchern auf seinen Körper gelegt wurden und ihn auf seiner Reise ins Jenseits beschützen sollten. Wickelt man eine Mumie aus, ist das ein ziemlich destruktives Verfahren, und die Amulette, die sehr klein sind, können verrutschen; ihre Platzierung aber ist ganz entscheidend für ihre Zauberfunktion, und wenn wir die Mumie durchleuchten, sehen wir sie genau in der Position und in dem Verhältnis zueinander, wie sie vor mehreren tausend Jahren dort platziert wurden – ein ungeheurer Erkenntnisgewinn. Auch die Zähne können wir im Detail untersuchen, also wie abgenutzt sie sind und unter welchen Zahnkrankheiten die jeweilige Person gelitten hat. Wir können einen Blick auf die Knochen werfen und haben festgestellt, dass Hornedjitef Arthritis im Rücken hatte, was äußerst schmerzhaft gewesen sein muss.»

Jüngste Fortschritte in der Wissenschaft haben dafür gesorgt, dass wir über Hornedjitef noch viel mehr herausgefunden haben, als nur, dass er unter Rückenschmerzen litt. Da wir die Wörter auf seinem Sarkophag lesen können, wissen wir über seine gesellschaftliche Stellung ebenso Bescheid wie darüber, wie diese Gesellschaft sich das Leben nach dem Tod vorstellte; mit Hilfe der neuen Techniken aber können wir ermitteln, mit welchen Materialien die Leichen mumifiziert und

woraus die Sarkophage gefertigt wurden, und das liefert uns Aufschlüsse darüber, wie das damalige Ägypten wirtschaftlich mit seiner Umgebung verbunden war. Mumien mögen für uns etwas spezifisch Ägyptisches sein, doch wie sich zeigt, reichten die Ressourcen Ägyptens allein für die Mumifizierung nicht aus.

Wenn wir die bei der Mumifizierung verwendeten Materialien isolieren und überprüfen, können wir anschließend ihre chemikalische Zusammensetzung mit anderen Substanzen vergleichen, die wir in verschiedenen Gegenden des östlichen Mittelmeerraums gefunden haben, und so allmählich die Handelswege rekonstruieren, auf denen Ägypten mit Materialien versorgt wurde. So weisen einige Sarkophage auf ihrer Oberfläche ein schwarzes, teerartiges Harz auf, das sich mittels chemischer Analyse dorthin zurückverfolgen lässt, woher es stammt – vom Toten Meer viele hundert Kilometer nördlich, also aus einer Gegend, die üblicherweise nicht von Ägypten kontrolliert wurde. Dieses Harz muss somit auf Handelswegen nach Ägypten gelangt sein. Einige Sarkophage sind aus teurem Zedernholz gefertigt, das in großen und kostspieligen Mengen im Libanon eingekauft wurde; wenn wir dieses luxuriöse Holz mit Titel und Rang der Menschen abgleichen, deren Sarkophage daraus gemacht sind, bekommen wir ein Gefühl für den ökonomischen Hintergrund im alten Ägypten. Die Art des verwendeten Holzes – aus heimischer Produktion oder importiert, teuer oder billig – wie auch die Qualität der Verarbeitung, die Verzierungen und die Kunstfertigkeit der Malereien auf dem Sarkophag, all das spiegelt Einkommen und gesellschaftliche Stellung des Mumifizierten wider. Stellt man Individuen wie Hornedjitef in solch allgemeinere Zusammenhänge und sieht sie nicht einfach nur als einzelne Überbleibsel aus einer fernen Vergangenheit, sondern als Teil einer ganzen Gesellschaft, dann hilft uns das dabei, eine umfassendere Geschichte des alten Ägypten zu schreiben, als dies bisher möglich war.

Die meisten Dinge, die Hornedjitef im Sarkophag bei sich hatte, sollten ihn auf der großen Reise ins Jenseits begleiten und ihm dabei helfen, alle absehbaren Schwierigkeiten zu meistern. Was seine Sternenkarte allerdings mit Sicherheit nicht vorhersah, war, dass er letztlich in London landen würde, im Britischen Museum. Sollte das so sein? Sollten Hornedjitef und seine Besitztümer überhaupt hier sein? Solche und ähnliche Fragen werden oft gestellt. Wohin gehören Dinge aus der Vergangenheit heute? Wo werden sie am besten gezeigt? Sollte alles dort aus-

I Die Mumie des Hornedjitef

gestellt werden, wo es ursprünglich entstanden ist? Das sind wichtige Fragen, und ich werde in diesem Buch immer wieder darauf zurückkommen. Ich habe die ägyptische Schriftstellerin Ahdaf Soueif gefragt, was das für ein Gefühl für sie war, so viele ägyptische Altertümer hier in London zu erleben, so fern der Heimat:

«Letztlich ist es wahrscheinlich gar nicht so schlecht, wenn ägyptische Obelisken, Steine und Statuen überall auf der Welt verstreut sind. Das erinnert uns an die Zeiten des Kolonialismus, keine Frage, aber genauso erinnert es die Welt an unser gemeinsames Erbe.»

Im Museum geht Hornedjitefs Geschichte weiter, so wie die Geschichte all der anderen hier beheimateten Objekte. Ihre Reise ist noch nicht zu Ende, ebenso wenig wie unsere Forschung, die wir gemeinsam mit Kollegen überall auf der Welt betreiben und die unablässig dazu beiträgt, dass das gemeinsame Verständnis der globalen Vergangenheit – unseres gemeinsamen Erbes – stetig wächst.

99

Kreditkarte

Ausgegeben in den Vereinigten Arabischen Emiraten

2009 n. Chr.

Wenn man Leute fragt, welche Erfindung des 20. Jahrhunderts ihr Leben am nachhaltigsten beeinflusst hat, würde ihnen vielleicht als erstes das Mobiltelefon oder der Computer einfallen. Die wenigsten würden vermutlich an die kleinen Plastikkarten denken, die zuhauf in ihren Brieftaschen und Portemonnaies stecken. Und doch ist die Kreditkarte seit ihrer Einführung in den 1950er Jahren zu dem Stoff geworden, aus dem unser Leben ist. Zum ersten Mal in der Geschichte ist Kreditnahme kein Vorrecht der Privilegierten mehr, und plötzlich werden – vielleicht als Folge davon – lange nicht mehr gestellte religiöse und moralische Fragen nach Nutzen und Missbrauch des Geldes wieder laut im Zeichen dieses ultimativen Symbols ökonomischer Freiheit, wie es die einen sehen, oder, so die anderen, einer triumphierenden anglo-amerikanischen Konsumgesellschaft.

In den letzten beiden Kapiteln ging es um Sex und um Kriege. Jetzt kommen wir zur dritten großen Konstante des Lebens, zum Geld. Geld gehört zu den Protagonisten, die in unserer Geschichte der Welt immer wieder auftauchen, von den Goldmünzen des sagenhaft reichen Königs Krösus von Lydien (Kapitel 25) über die Banknote des ersten Ming-Kaisers (Kapitel 72) bis zur ersten Weltwährung, der spanischen Silbermünze zu acht Reales (Kapitel 80). Nun sind wir bei der modernsten Erscheinungsform des Geldes angelangt – Plastik.

Die Kreditkarte ist eine amerikanische Erfindung, die Weiterentwicklung des Kundenkreditkartensystems, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts Verbreitung fand. Als nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die staatlichen Beschränkungen des Geldverleihs aufgehoben wurden, erlebte das Kreditwesen eine ungeahnte Blüte. Als erste Universalkreditkarte wurde 1950 die Karte des Diners Club

HSBC 
Amanah

Gold

1234 1234 1234 1234

4249

VALID
THRU

06/11

TARIQ ADEL



eingeführt. 1958 folgte der nächste Schritt mit der ersten echten Kreditkarte, die von einer Bank ausgegeben und von einer Vielzahl von Geschäften als Zahlungsmittel akzeptiert wurde. Das war die BankAmericard, Vorgängerin der Visa-Karte und die erste Kreditkarte aus Plastik. Aber erst in den 1990er Jahren setzte sich der Gebrauch auch über die Grenzen von Nordamerika und Großbritannien hinaus durch und wurde weltweit zu einer Selbstverständlichkeit.

Natürlich ist die Kreditkarte an sich kein Geld – sie ist ein materielles Objekt, das die Möglichkeit bietet, Geld auszugeben, zu bewegen und in Aussicht zu stellen. Geld begegnet uns heute eher in Form von Ziffern und Zahlen auf Kontoauszügen und Rechnungen als in Form echter Münzen und Banknoten. Keiner von uns wird vermutlich je sein gesamtes Vermögen als Bargeld vor sich sehen, und sei es im Tresorraum der Bank. Täglich werden wir durch Kredit- und Debitkarten an die Tatsache erinnert, dass Geld seinen grundsätzlich materiellen Charakter verloren hat. Das Geld, das wir über die Kreditkarte ausgeben, ist immer neu, frisch und unbenutzt; man kann es überall auf der Erde und über alle Ländergrenzen hinweg sofort abrufen. Während alle bisher hier vorgestellten Münzen oder Banknoten durch ihren Aufdruck oder ihre Prägung erkennen ließen, welchem König und welcher Nation sie zuzuordnen waren, gibt uns unsere Karte keinen sichtbaren Hinweis auf ihre nationale Zugehörigkeit oder ihren Geltungsbereich, lediglich das Ablaufdatum ist vermerkt. Das neue Geld ist supranational, und es scheint die ganze Welt erobert zu haben. Und doch hallt in den Kreditkarten ein leises Echo des herkömmlichen Geldes wider: Das Exemplar, das unsere Geschichte erzählt, präsentiert sich stolz als Goldkarte.

Die Hauptfunktion der Karte besteht natürlich darin, Bezahlung zu garantieren. Ein vollkommen Fremder kann sich darauf verlassen, dass er letztendlich sein Geld bekommt. Der Gouverneur der Bank von England Mervyn King sieht in diesen Karten lediglich eine neue Lösung für ein uraltes Problem:

«Bei jeder Form von Geld oder Karten, mit denen Kaufgeschäfte finanziert werden, ist die Akzeptanz, das Vertrauen, das die Gegenseite der Transaktion entgegenbringt, von entscheidender Bedeutung. Lassen Sie mich ein Beispiel geben, das in meinen Augen die Rolle des Vertrauens deutlich macht: Als in Argentinien in den 1990er Jahren das Finanzsystem kollabierte und das Land seine Schulden nicht mehr zurückzahlen konnte, verlor die Währung ihren Wert, und in manchen

Die Welt, die wir geschaffen haben

Dörfern kamen als Ersatz für das wertlos gewordene Papiergeld Schuldscheine in Umlauf. Das Problem ist, dass der Empfänger des Schuldscheins demjenigen, von dem er ihn bekommt, vertrauen muss, und das war nicht immer der Fall. Also sind die Leute mit ihren Schuldscheinen zum Dorfpfarrer gegangen und haben ihn gebeten, seine Unterschrift darunter zu setzen. Das ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie man sich der Religion bedienen kann, auch wenn es gar nicht um die Religion als solche geht, sondern darum, dass mit ihrer Hilfe das Vertrauen in ein anderes Instrument, dessen man sich bedient hat, gestärkt werden soll.»

Auch wenn uns kein Dorfpfarrer mit weltweitem Wirkungsradius zur Verfügung steht, der den Wert unserer Schuldscheine bestätigen könnte, verwenden wir Kreditkarten, die in der ganzen Welt Gültigkeit haben.

Die Goldkarte, um die es hier geht, wurde von der HSBC, der Hong Kong and Shanghai Banking Corporation, mit Sitz in London ausgegeben. Die Abrechnung wird über die US-amerikanische Kreditkarten-Organisation VISA abgewickelt, und sie trägt neben dem englischsprachigen auch einen arabischsprachigen Aufdruck – sie ist, kurz gesagt, weltweit vernetzt als Teil eines Finanzsystems, das sich auf einen komplexen elektronischen Überbau stützt, an den wir selten denken, wenn wir irgendwo unsere PIN eingeben. Alle unsere Kartentransaktionen werden registriert und gespeichert; ein detailliertes Bewegungsprofil wird von uns angelegt, unsere wirtschaftliche Biographie am anderen Ende der Welt geschrieben.

Die Größe moderner Banken übersteigt alles je Dagewesene, und ihr Einfluss reicht weit über nationale Grenzen hinaus. Mervyn King sagt dazu:

«Das breite Spektrum finanzieller Transaktionen, ob auf der Basis von Kreditkarten internationaler Banken oder anderer Dienstleistungsangebote getätigt, hat transnationale Unternehmen hervorgebracht, die so groß sind, dass nationale Regulierungsbehörden nicht mehr in der Lage sind, sie zu kontrollieren, und die, wenn sie in finanzielle Schwierigkeiten geraten – was glücklicherweise bisher nicht oft der Fall war –, schwere Finanzkrisen auslösen können.»

Früher konnten Regenten einfach aufhören, ihre Schulden zu bezahlen, und in Kauf nehmen, dass Bankhäuser bankrottgingen, aber heute ist der Zusammenbruch einer Bank offensichtlich gravierender als das Scheitern einer Regierung.

Einige Eigenschaften der Kreditkarte bedürfen keiner Beschreibung. Alle Kreditkarten haben die gleiche international genormte Form und Größe, damit

24-Hour Customer Service 800 4722 (800 HSBC)

From Overseas +9714 2288007

AUTHORISED SIGNATURE - NOT VALID UNLESS SIGNED



This Card is the property of HSBC Bank Middle East Limited and the authorised signatory may only use it in accordance with the current conditions of use. If found, please hand it into any HSBC branch or other bank displaying the Visa sign.
هذه البطاقة ملك لبنك إتش إس بي سي الشرق الأوسط المحدود، ويمكن للشخص المخول بالتوقيع استخدامها فقط وفق شروط الاستخدام الحالية وفي حالة العثور عليها، يرجى تسليمها إلى أي فرع من فروع HSBC أو أي بنك آخر يعرض علامة فيزا.



Issued by HSBC UAE
www.hsbc.ae/amanah

CPCL 11238 4249 10 07

sie in die vielen «Schlitze in der Wand» passen, die in unserer urbanen Welt allgegenwärtig sind. In einer Hinsicht gleichen sie dem herkömmlichen Münz- und Papiergeld: Sie haben zwei Seiten, die wichtige Informationen enthalten. Wenn man unsere Karte umdreht, sieht man einen Magnetstreifen, Teil der elektronischen Kennung, die es uns ermöglicht, unser Geld rund um den Globus relativ sicher zu bewegen. Er schafft die Voraussetzung für schnelle Kommunikation, schnelle Transaktionen und schnelle Wunschbefriedigung. Viele Karten sind heute mit einem noch leistungsfähigeren Produkt der Elektronikindustrie, einem Mikrochip, ausgestattet. Der Mikrotechnik, einer der großen Errungenschaften der letzten Generation, ist es zu verdanken, dass es weltweit einsetzbare Kreditkarten – und damit weltweit agierende Banken gibt. Der kleine schwarze Streifen ist der Held – oder der Schurke – dieses Kapitels. Alles andere ist eine Folge dessen, was er leistet.

Kreditkarten machen etwas möglich, was für die meisten Menschen früher unmöglich war: Sie erlauben, dass wir uns Geld leihen, ohne uns den klassi-

Diese in den Vereinigten Arabischen Emiraten ausgegebene Kreditkarte ist sowohl in englischer als auch in arabischer Sprache bedruckt.

schen Pfandleihern oder Kredithaien ausliefern zu müssen. Natürlich birgt diese Möglichkeit Gefahren. Leicht verfügbare Kredite unterminieren traditionelle Tugenden wie Sparsamkeit, weil man das Geld nicht mehr zurücklegen muss, bevor man es ausgibt. Daher ist es kein Wunder, dass Kreditkarten ins Visier von Moralisten geraten und als ihrem Wesen nach gefährlich und sogar frevlerisch eingestuft worden sind. Fraglos fördern Kreditkarten die Bereitschaft der Verbraucher, Geld auszugeben – nicht selten mehr, als sie sich leisten können. Das ist also ein Bereich des Bankenwesens, der schnell zum Gegenstand moralischer und religiöser Debatten wird.

Tatsächlich enthält unsere Karte selbst ein religiöses Element, was manch einen überraschen mag. Quer über die Vorderseite zieht sich ein Schmuckstreifen mit einem Muster, das wie ein rotes Sternengitter aussieht. Das Muster erinnert merkwürdigerweise an ein Objekt, das uns in einem früheren Kapitel begegnet ist: die sudanesisische Schlitztrommel, die, als man sie in den islamischen Norden des Sudan brachte, zu Ehren der neuen Welt, in die sie jetzt gehörte, nachträglich mit einem islamischen Schnitzmuster versehen wurde (siehe Kapitel 94). Das Muster erfüllt auf der Kreditkarte den gleichen Zweck wie auf der Trommel, denn sie ist nicht einfach nur von der HSBC ausgegeben, sondern von der HSBC Amanah, dem islamischen Zweig des Konzerns. Diese Kreditkarte wird als schariakonform vermarktet.

In allen abrahamitischen Religionen gibt es Texte, die sich mit dem Problem des Zinswuchers auseinandersetzen, der einen armen Teufel in Schulden stürzen und schließlich ins Verderben treiben kann. Sowohl die Bibel als auch der Koran haben dazu Unmissverständliches zu sagen, sei es im 3. Buch Mose, wo es heißt: «Denn du sollst ihm dein Geld nicht auf Zinsen leihen noch deine Speise auf Wucher austun», oder in den Worten des Koran: «Die Zins verschlingen, stehen nicht anders auf, als einer aufsteht, den Satan mit Wahnsinn geschlagen hat.»

Folgerichtig haben sich Juden, Christen und Muslime mit den moralischen Implikationen der globalen Finanzwirtschaft auseinandergesetzt: mit der Trennung von Geld und Waren, von Geld und Leistung und vor allem mit den sozialen Folgen zunehmender Verschuldung. Als Konsequenz wurden seit den 1990er Jahren eine Reihe schariakonformer Banken gegründet – sie bieten mittlerweile in über 60 Ländern Dienstleistungen an, die mit islamischen Überzeugungen

und Vorschriften vereinbar sind. Razi Fakih, stellvertretender Vorstandsvorsitzender der HSBC Amanah, erklärt:

«Islamische Finanzdienstleistungen sind etwas ganz Neues. Konventionelle Bankgeschäfte und Finanzdienstleistungen gibt es seit jeher. Islamische Finanzdienstleistungen wurden erstmals in den 1960er Jahren in Ägypten angeboten, und ich glaube, es dauerte bis in die 1990er Jahre, bis andere dem Beispiel folgten, insofern ist dieser Bankenbereich erst zwei Jahrzehnte alt.»

Unsere Kreditkarte verdankt ihre Existenz natürlich der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung des Nahen und Mittleren Ostens. Aber sie ist auch Ausdruck eines Phänomens, das im Widerspruch zu allen Erwartungen des 20. Jahrhunderts steht. Von der Französischen Revolution an waren die meisten Intellektuellen und Ökonomen – einschließlich Karl Marx – der festen Überzeugung, dass die Religion im öffentlichen Leben zunehmend an Bedeutung verlieren würde, dass die Kräfte des Mammon auf lange Sicht Gott verdrängen würden. Doch erstaunlicherweise hat sich die Religion im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts in vielen Teilen der Welt im Zentrum der politischen und wirtschaftlichen Bühne zurückgemeldet. Unsere goldene Kreditkarte ist ein kleiner, aber bezeichnender Teil dieses Phänomens.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de